

Neues von der Verbszene

Wenn man also fragt: wie ist Idee und Erfahrung am besten zu verbinden? so würde ich antworten: praktisch!

J.W.v.Goethe, Fragmente zur Botanik. Pflanzen und Tiere
17, 216

Wie weit muß die Grammatik pragmatisch sein? Das verstehe ich in zweierlei Sinn: Wieweit muß sie sprachliches Handeln einbeziehen? Aber auch: Wie weit muß sie der Praxis dienen? Kann sie gar, indem sie sprachliches Handeln einbezieht, praktischer werden? Hört man die Frage nach der Pragmatik als Linguist, so wird einem gleich die berühmte Dreiteilung einfallen. Aber so klar ist das mit der Pragmatik nicht. Wer pragmatisch vorgeht, sollte weniger an Einteilung als an Erfolg denken. Einteilen hält oft vom Eigentlichen ab.

Die Dreiteilung in Syntax, Semantik und Pragmatik sollte man nicht zu ernst nehmen. Sie scheint doch sehr gekünstelt, vielleicht für natürliche Sprachen von Grund auf verfehlt. Defekte werden schon sichtbar in der klassischen Definition der drei Disziplinen:

- (i) Syntax behandle die Beziehungen zwischen den Zeichen,
- (ii) Semantik behandle die Beziehungen zwischen den Zeichen und ihrer Bedeutung,
- (iii) Pragmatik behandle die Beziehung zwischen Zeichen und ihren Benutzern.

So kann man den Bereich (i) und (ii) nicht trennen, weil die Beziehungen zwischen den Zeichen nicht von der Bedeutung unabhängig sind. Man kann aber vor allem die Bereiche (i) und (ii) nicht von (iii) trennen, weil alle Zeichen und alle Beziehungen zwischen den Zeichen nur durch die etablierte Verwendung als Zeichen bestehen. Eine Sprache ohne Benutzer kann es nicht geben. Hegel – glaube ich – hat gesagt: Das Zeichen an sich selbst hat keine Bedeutung.

Vielleicht werden Sie mir entgegenhalten, es handle sich um eine methodische Unterscheidung, und die sei sinnvoll. Aber: Methoden kommen und gehen, und mit den alten Methoden können dann auch die willkürlichen Unterscheidungen gehen. Stärker als auf die Unterscheidung der

Methoden sollte man vielleicht auf ihren Erfolg achten. Dies heißt nun natürlich nicht, daß ich die Fragestellung des Kolloquiums nicht anerkenne, ich halte sie im Gegenteil für äußerst wichtig.

Ich will das exemplifizieren an einer Grundfrage der Valenztheorie, der Unterscheidung von Ergänzungen (E) und Angaben (A). Diese Frage ist die Grundfrage der Valenztheorie, weil sie ihren Erklärungswert überhaupt betrifft. Um so verwunderlicher muß es sein, daß bisher keine hinreichenden Unterscheidungskriterien gefunden wurden. Ich will hier nicht die Geschichte nachzeichnen. Stationen waren etwa folgende:

- Versuch, den Unterschied kategorial nach dem Bau der Nominale zu begründen. Das stellte sich schnell als unzureichend heraus.
- These, E seien notwendig, A fakultativ, und Bestimmung beider durch Weglaßprobe. Führt zum hölzernen Eisen der fakultativen notwendigen Nominale.
- Satzsemantische Kriterien, nach denen A – im Gegensatz zu E – Prädikationen über den Restsatz seien. War in der Anwendung zufällig, in der Gefahr, abweichende Paraphrasen zu bilden, und ruhte auf einer problematischen Paraphrasenbildung.
- E seien vom Verb selektiert, A dagegen durch konstante Bedeutungszüge charakterisiert. A sind aber nicht echt konstant und E teilweise auch konstant.

Sicherlich sind alle diese Kriterien nicht aus der Luft gegriffen; an allen ist etwas dran. Meine These ist, daß die gesamte Betrachtungsweise fehlgeleitet war, weil sie auf das, was eigentlich hinter der Unterscheidung steht, keinen Bezug nimmt. Erstaunlich an dieser historischen Diskussion ist doch, daß man ständig eine Unterscheidung voraussetzt, die man erst etablieren will. Oder anders gesagt, daß wir offenkundig einen Begriff des Unterschieds haben, ohne eine Definition zu haben.

Meine These: Man hat bisher an den eigentlichen Gegebenheiten vorbeigeschickt, weil

- (i) der Unterschied von E und A nicht so sehr syntaktisch als vielmehr semantisch-pragmatisch bedingt ist;
- (ii) man zu stark gefangen war von der Idee einer operationalen Begründung anstelle einer funktionalen Begründung;
- (iii) versucht wurde, ein graduelles Phänomen dichotomisch darzustellen.

Natürlich war die Orientierung beim Versuch der syntaktischen Kategorisierung nicht oberflächlich syntaktisch. Man wollte ja doch die seman-

tischen Phänomene am Ausdruck festmachen, an dem sie tatsächlich allein festgemacht sind. Aber die Frage der Notwendigkeit von Satzgliedern ist eben so vielfältig, daß sie nicht ohne weiteres operationalisierbar oder gar mit einer einfachen Einteilung lösbar ist. Die semantische Notwendigkeit von Nominalen muß mit kommunikativer Notwendigkeit in Verbindung gebracht werden, und diese ist ein äußerst komplexes Phänomen. Ich will an ein paar Beispielen darstellen, wie ich mir einschlägige Überlegungen vorstelle.

Leitende Idee hinter der Unterscheidung von E und A war von Anfang an, daß bei der Auslassung eines A sich keine Ellipse ergibt. Es erschien demgemäß ganz normal zu sagen, daß (1) elliptisch ist, weil nicht gesagt ist, was die Prädikate formen, (2) wäre elliptisch, weil nicht gesagt ist, wann oder wo das Ereignis stattfand, während (3) in diesem Sinne nicht als elliptisch angesehen wird:

- (1) *Diese Prädikate formen.*
- (2) *Das Ereignis fand statt.*
- (3) *Ich habe dir ein Papier geschickt.*

Nun ist allerdings recht unklar, was "elliptisch" hier heißen soll. Ellipse könnte in zweierlei bestehen: (i) Man nimmt an, man wisse im vorhinein, was ein Satz ist und (1) sei gemäß diesem apriorischen Wissen nicht vollständig. Meistens hält man für einen Satz, was außerhalb jeden Kontexts verstehbar scheint. (ii) Man nimmt an, man könne zeigen, daß (1) eine Ellipse ist, indem man ihn am Maßstab einer andern Sprache mißt, beispielsweise durch Übersetzung in eine logische Sprache.¹ In der logischen Übersetzung wäre *formen* ein zweistelliges Prädikat, und man könnte deutlich sehen, daß seine zweite Argumentstelle unbesetzt wäre. Diese Argumentation ist aber sicherlich ein Fall von "begging the question", weil wir nicht wissen wollen, von welcher Kategorie ein Prädikat in einer logischen Übersetzung ist. Das wissen wir per Definition, durch die Konstruktion der logischen Sprache. Aber warum sollten wir annehmen, daß die Übersetzung die gleichen strukturellen Eigenschaften hat wie das Original. Bräuchte man dazu nicht ein weiteres Kriterium?² Ich sehe keine Möglichkeit, diese zweite Argumentation zu nützen, um herauszubekommen, was wir wirklich wissen wollen. Wie steht's also mit der ersten?

Nun, was ein Satz ist, kann nur definiert werden dadurch, daß man bestimmte Arten von Äußerungen, unter bestimmten Bedingungen gemacht, als Realisierungen von Sätzen versteht. Die Auswahl der Bedingungen ist dann aber willkürlich oder muß im Zusammenhang der Ziele

der ganzen Theorie erklärt werden. Die Bedingung, daß Sätze verstehbar sein müssen außerhalb des Kontexts, extrakommunikativ also, ist offensichtlich eine Erfindung der Grammatiker, die an ihrem Schreibtisch mit isolierten Beispielen arbeiteten und deren Interesse nicht direkt auf die Analyse aktueller Kommunikationen gerichtet war. Sie meinten, daß sogenannte elliptische Sätze von ihren musterhaften Beispielsätzen abgeleitet werden könnten, indem man die relevanten Regeln und Bedingungen ihrer Verwendung formulierte. Das ist sicherlich ein brauchbarer Ansatz. Hätte man ihn stringent verfolgt, so wäre natürlich eine umfassende Theorie von Äußerungsformen herausgekommen, und man hätte eben bestimmte dieser Formen als Satz definiert, andere als von diesen abgeleitet gesehen. Zu rechtfertigen wäre dies Vorgehen gewesen, indem man zeigt, daß so etwa eine einfachere Beschreibung möglich wäre oder – wie ich es später in spezifischen Fällen behaupte – daß dem eine psychische Realität entspreche. Allerdings scheint mir diese Vorgehensweise von vornherein verkürzt, weil es erstens nicht für alle Äußerungsformen solche Sätze als dahinterliegende vollständige Formen gibt³ und weil es zweitens Bedingungen gibt, unter denen diese sogenannten vollständigen Sätze gerade abweichend verwendet wären.

Mir scheint deshalb eine andere Betrachtungsweise angebracht, die nicht darauf zielt, was eigentlich stehen müßte, sondern darauf, was mitverstanden wird. Wir wissen ja, daß ein Text nicht etwas ist, wo alles explizit ist. Vielmehr brauchen wir sehr viel Wissen und Annahmen, um einen Text zu verstehen. In Bezug auf die E könnte man darum in drei Schritten vorgehen:

- (i) Welcher Mitspieler ist nicht realisiert in einem Satz?
- (ii) Was wird mitverstanden?
- (iii) Welches sind die Bedingungen hierfür?

Ein erster und weitführender Zugang ist Grices *Maxime der Relevanz*: Welche Äußerungsform der Sprecher wählt, hängt davon ab, was er wem sagen will⁴, und er wird etwas Relevantes sagen. Nicht relevant sind nun insbesondere zwei Dinge. Erstens: Alles, was der Hörer schon weiß (bzw. wissen kann aufgrund dessen, was er weiß). Zweitens: Alles, was keine Rolle spielt.

Einfaches Beispiel hierfür ist der Fall, wo ich in einem Lokal zu einem Kellner sage: *Zahlen!* Dem Angesprochenen ist klar, daß ich zahlen will, daß ich die Rechnung zahlen will, daß ich demjenigen die Rechnung zahlen will, dem man sie hier üblicherweise zahlt. Er wäre beispielsweise mit Recht verwundert, wenn ich mit meiner Äußerung gemeint hätte, ich wolle partout an ihn zahlen. Es wäre valentinesk, wenn ich gemeint hätte,

er solle zahlen, was in andern Situationen mit derartigen Formen leicht möglich ist. Von all dem kann ich als Sprecher ausgehen, solange es keine Hinweise gibt auf sinnvolle oder wahrscheinliche Alternativen im gemeinsamen Wissen. Die Verwendung des Ausdrucks *Zahlen!* ist in dieser Situation so üblich, daß es fast schon komisch – weil überinformativ – wäre, eine ausführlichere Form wie *Ich möchte Ihnen die Rechnung zahlen.* zu verwenden. Der Fall grenzt an Stereotype der Art

(4) *Legt unsere Henne?*

wo wir stereotyp wissen, daß es sich um Eier handelt und es darum nicht besonders relevant wäre, dies zu sagen. Relevant würde die Realisierung des E4, wenn etwa ein Teil fokussiert wird:

(5) *Die Henne legt große Eier.*

Die für das Verständnis notwendigen Annahmen müssen wir nicht aus der Situation gewinnen, sie können auch aus Indizien des Kontexts gewonnen sein⁵:

(6) *Bernie zahlte, ohne mit dem Trinkgeld zu knausern.* (TPM Satz 2989)

In diesem Fall genügt die Erwähnung des Trinkgelds oder im weiteren Kontext etwas Vorhergehendes, um die entsprechende Annahme hervorzu-rufen.

Der Kontext kann auch so beschaffen sein, daß nicht-realisierte Mitspieler im Wortlaut aus ihm erschlossen werden:

(7) *Sie seien auf der Grundlage des Prinzips der gegenseitigen Hilfe unter den Nato-Partnern verkauft worden.* (ZFA Satz 8452)

In diesem Text haben wir den E1 pronominal realisiert. Er ist thematisch, der Rest des Satzes rhematisch. Um den thematischen Anschluß zu ermöglichen wurde das Passiv gewählt, das anaphorische Antecedens von *sie* muß aus dem Kontext klar sein. Wie steht es mit den Fragen

(8) *Von wem wurden sie verkauft?*

(9) *An wen wurden sie verkauft?*

(10) *Für wieviel wurden sie verkauft?*

Der unmittelbar vorhergehende Satz im Text lautet:

(11) *Die Bundesrepublik hat ... an Portugal 40 Flugzeuge des Typs Fiat G91 verkauft.* (ZFA Satz 8450)

Es wurden also bereits vorher Antworten gegeben auf die erste und zweite Frage – die Frage *Für wieviel?* bleibt offen –, der Hörer kennt diese Sachverhalte, und der Sprecher kann davon ausgehen, daß er sie kennt,

daß sich ihm diese Fragen im Kontext gar nicht stellen. Würde der Hörer beispielsweise doch die Frage (8) an den Text (11)-(7) anschließen, so würde der Sprecher aufgrund des Relevanzprinzips annehmen, daß er eine genauere Spezifizierung wolle. Antwortet der Sprecher beispielsweise auf diese Frage sich partiell wiederholend mit

(12) *Von der Bundesregierung.*

so könnte dies ein Affront sein, weil er davon ausginge der Hörer, wisse das nicht.

Für die Entnahme spezifischer Nominale aus dem Kontext gibt es aber offensichtlich keine einfachen grammatischen Regeln. Der Hörer sammelt sich das entsprechende Wissen aus dem Kontext zusammen – und der Sprecher kann davon ausgehen, daß er das tut.

(13) *Ja, fraß der Staat die Eier denn, ohne zu bezahlen?* (LSO Satz 6596)

Wir gehen davon aus, daß *die Eier* bei *bezahlen* mitverstanden wird. Das könnte man kontextuell auch verdeutlichen durch die Verwendung von *ohne sie zu bezahlen*, man braucht dies aber offensichtlich nicht. Eine grammatische Regel "Ergänze den nächstliegenden E4!" gilt aber nicht, wie man leicht durch Umformulierung zeigen kann. Ja, selbst für den E1 der Infinitivkonstruktion gibt es eine solche einfache Regel nicht, wie sie oft angenommen wird. Wir verstehen (13) so, daß es der Staat ist, der nicht bezahlt haben soll. Man könnte annehmen, der E1 von *bezahlen* werde als E1 des übergeordneten V entnommen. Das gilt aber so nicht:

(14) *Die Eier wurden gefressen, ohne zu bezahlen.*

(15) *Es gab ein Eierfressen, ohne zu bezahlen.*

Zwar mögen solche Beispiele anrühlig erscheinen, sie zeigen aber, daß der kommunikative Gesichtspunkt den syntaktischen dominiert.

Das laufende gemeinsame Wissen der Partner, das sie aus Situation und Kontext haben, ist natürlich nicht unabhängig vom generischen Wissen. Beide wirken zusammen, so daß etwa im folgenden Beispiel sich ein bestimmtes Verständnis als wahrscheinlich erweist:

(16) *Seiner Frau mußte er selbst gestehen: "Liebling, ich habe dich mit einer andern betrogen und muß zahlen."* (ZB1 Satz 427)

Ein Naivling – nämlich einer, der das generische Wissen nicht hat – könnte nach dem Restaurantmuster vorgehen und annehmen, der zitierte Satz in (16) sei im Restaurant gesprochen. Man könnte auch annehmen, die andere sei ein Modell und müsse bezahlt werden. Aber am wahrscheinlichsten erscheint – mir jedenfalls – daß er erstens Alimente und zwei-

tens an die andere zahlen muß. Für das jeweilige Verständnis müssen also unterschiedliche Partien des generischen Wissens aktiviert werden, und das geschieht natürlich wiederum über das Laufwissen.

Nun scheint es unterschiedliche Fälle bezüglich der Gewichtung zwischen Laufwissen und Dauerwissen zu geben, insofern das eine oder andere mehr in den Vordergrund tritt für das richtige Verständnis. Bei den kontextbezogenen Beispielen steht natürlich das Laufwissen im Vordergrund. Aber schon für das *Zahlen*-Beispiel schien auch das generische Wissen ausschlaggebend. Es mußte nur aktiviert werden durch die adäquate Verwendungssituation. In vielen Fällen soll nun eine Leerstelle des V gerade offen gehalten werden, weil der Sprecher es für kommunikativ irrelevant hält, sie spezifischer zu füllen. In diesen Fällen findet nur eine Einschränkung statt, wie sie sich aufgrund des generischen Wissens ergibt. Diese Einschränkung kann man dialogisch rekonstruieren:

- (17) A: *Ein lebender Künstler, der keine Zigaretten hat, keine Schuhe für seine Frau kaufen kann.* (LBC Satz 1353)
B: *Von wem keine Schuhe kaufen kann?*
A: *Egal von wem, wo man Schuhe eben kaufen kann.*
- (18) A: *Kauft richtig (und eßt mit Verstand)! (ZB4 Satz 149)*
B: *Was?*
A: *Alles, was ihr kauft.*
B: *Von wem?*
A: *Egal, von wem.*

In diesen Fällen weist der Sprecher mit Recht Bs Fragen zurück, er expliziert in seinen Antworten nur, was er gemeint hat, indem er die vorausgesetzten Annahmen des gemeinsamen Wissens formuliert. Er konnte sie voraussetzen, weil es bei dem, was er sagen wollte, gerade nicht auf eine Spezifizierung im allgemeinen Rahmen des generischen Wissens ankam. Für ihn war das kommunikativ irrelevant, und er vermutet deshalb in der Rückfrage ein Mißverständnis seiner Äußerung.

Was nun für den Sprecher irrelevant ist, muß es nicht überhaupt sein. In jeder Kommunikation geht es auch um eine Angleichung, was für relevant gehalten wird. Im folgenden könnte der Sprecher die Rückfrage ebenso verstehen wie in den vorhergehenden Beispielen:

- (19) A: *Danach ist in ägyptischen Flughäfen Benzin frei zu kaufen.* (WGS Satz 425)
B: *Für wen?*

Da A allerdings recht deutlich gesagt hat, daß Benzin kaufen kann, wer will, wird er bei einem kooperativen Partner vermuten, daß dieser das

bezweifelt und eine Einschränkung initiieren will oder ähnliches.

Analog verhält es sich mit folgendem Fall:

(20) A: *Einzige Bedingung des Elektromeisters: "ibr müßt in Zukunft alle Elektrogeräte bei mir kaufen."* (ZB1 Satz 1030)

Hier will natürlich der Elektromeister die Frage *Für wieviel?* nicht anschnitten, sie wird nicht thematisiert. Für den Betroffenen kann diese Frage aber gerade relevant sein.

Die Gründe dafür, daß ein Sprecher Nominale unrealisiert und allgemein läßt, können unterschiedlich sein. Er mag es für irrelevant halten, sie jetzt zu spezifizieren — er kann natürlich hiermit und sich hierin täuschen — oder es mag ihm unmöglich sein, sie zu spezifizieren, weil er es nicht weiß. Wichtig ist aber, daß Nicht-Wissen nicht der einzige Grund ist, und vor allem, daß man auch nicht alles sagen muß, was man weiß in dieser Hinsicht. Die gegenteilige Annahme ist eine voreilige Idealisierung der Kommunikation, die viele unsere tägliche Nachrichten und Schlagzeilen mißverstehen läßt, wenn es da etwa heißt: *Ein Demonstrant wurde erschossen*.

Wagemutig können wir aus unseren Beispielen eine erste Typologie gewinnen. Nicht realisierte Nominale bzw. Nominalpositionen können

- (i) stereotyp mitverstanden werden;
- (ii) aus der Situation entnehmbar sein;
- (iii) aus dem Kontext entnehmbar sein;
- (iv) auf im Zusammenhang übliche Möglichkeiten eingeschränkt werden;
- (v) als im Zusammenhang irrelevant angesehen werden.

Nach diesem mehr analysierenden Vorgehen wäre nun noch konstruktiv zu ermitteln, unter welchen Bedingungen überhaupt Nicht-Realisierungen vorkommen. Das Problem der nicht-realisierten Nominale hat drei Aspekte, sozusagen auf drei verschiedenen Ebenen. Der erste Aspekt ist der allgemeiner kommunikativer Prinzipien wie des Relevanzprinzips. Der zweite ist der, wie grammatische Regeln auf der Basis des Relevanzprinzips zu erklären sind bzw. wie sie mit dem Relevanzprinzip zusammengehen. Der dritte Aspekt ist der idiosynkratische der Bedeutung der einzelnen Verben, also der lexikalische. Natürlich sind alle drei Aspekte ineinander verwoben, und es ist äußerst wichtig zu zeigen, wie aufgrund der Bedeutung des Verbs bestimmte Verständnisse in der Kommunikation möglich sind, oder besser gesagt: die Bedeutung des V aus den Verwendungen gerade so zu bestimmen, daß sie in die kommunikativen und grammatischen Regeln eingreift wie ein Zahnrad ins andre.

Wie hilft also das Relevanzprinzip weiter, um die Grenzen der Nicht-Realisierung zu ermitteln? Zuerst einige Beispiele, die positiv oder negativ mit Trivialität verbunden sind:

(21) *Die Prädikate formen.*

(22) *John wohnt.*

(23) *Zwei mal zwei ist vier.*

Es scheint im Sinne des Relevanzprinzips für den Sprecher überflüssig zu sein, so etwas wie (21) zu sagen, weil es für alle Sprachteilhaber sowieso klar ist – aufgrund ihres Dauerwissens – daß jedes etwas formt und daß deshalb auch Prädikate etwas formen. Durch die Nicht-Realisierung des zweiten E würde (21) nichts sagen außer diese allgemein bekannte Tatsache. (22) scheint ein etwas schwächerer Fall, weil nicht jedes irgendwo wohnt. Trotzdem erscheint es trivial, ihn zu äußern, weil klar scheint, daß mit John ein menschliches Wesen gemeint ist – ja gemeint sein muß – und daß wir annehmen, daß jedes menschliche Wesen irgendwo wohnt. Wir sehen also, daß allgemeine Trivialität der Grund dafür ist, wenn Formen wie (21) und (22) ungrammatisch sind. Diese Beobachtungen können auch gedeutet werden als Dialogbedingungen, weil sie im Grunde versteckte Kontextexplikationen sind. Vom dialogischen Gesichtspunkt her ist die Abweichung von (21) und (22) so zu erklären, daß jeder Hörer, zu dem es gesagt wird, nachfragen muß mit *was?* oder *wo?*. Die Äußerung würde also in einem kommunikativen Stereotyp enden, das für menschliche Kommunikation redundant ist, und damit dazu führen, daß der Ausdruck aus dem Verkehr gezogen wird. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, daß Nicht-Realisierung eng mit der Relevanz verbunden ist. Während bei (22) sich die Frage *wo?* immer stellt, wenn sie nicht schon beantwortet ist, erscheint sie bei (23) – der, so wie er dasteht, o.k. ist – abweichend, weil sie trivial erscheint. Denn es wird normalerweise angenommen, daß mathematische Sätze weder zeitlich noch räumlich beschränkt gelten. Aber diese weitverbreitete Annahme kann gestrichen werden, und dann wäre die Frage und eine Antwort wie (24) ganz normal und keineswegs trivial:

(24) *Zwei mal zwei ergibt vier in unserer Form der Mathematik.*

Das folgende Beispiel verhält sich offenbar anders als die der ersten Gruppe:

(25) *John hat getötet.*

Natürlich wissen Sprecher und Hörer auch hier, daß wenn jemand tötet, er etwas tötet. Aber diese Äußerungsform hat eine allgemeine Verwendung, weil der Satz *Jeder tötet einen* – Gott sei dank – nicht ein triviales

Prinzip formuliert. Deshalb kann es informativ sein zu sagen, daß John getötet hat. Man weiß dann etwas über John, was man nicht gewußt haben muß. Auch hier muß die Tatsache, daß der Sprecher als irrelevant voraussetzt, wen John getötet hat, nicht implizieren, daß es irrelevant ist, und der Hörer kann natürlich immer noch nachfragen *wen?*.

Unsere Diskussion von (21) und (22) ist noch in verschiedener Hinsicht unvollständig. Einmal ist zu bedenken, daß wir stets von der Verwendung solcher Formen in illokutionären Akten sprechen. Selbstverständlich kann (21) – so wie er steht – geäußert werden als Zitat, als Korrektur usw. Für (22) gibt es sogar die Möglichkeit der Verwendung zur Betonung der Irrelevanz:

(26) *Hauptsache John wohnt.*

Damit soll gerade betont werden, daß es egal ist, wo. Und es ist nicht erstaunlich, daß das bei *formen* nicht geht?

Ein anderer Aspekt, unter dem unsere Diskussion unvollständig bleibt, ist der, daß wir ja nur die prinzipielle Irrelevanz der Möglichkeiten (iv) und (v) nachgewiesen haben. Warum ist aber folgendes unmöglich:

(27) *So sind die europäischen Verbalsätze. Die Prädikate *formen*.*

Wir haben bei *formen* einen extrascharfen Fall struktureller Notwendigkeit vor uns, den ich nicht erklären kann, wenngleich ich glaube, daß es sich nicht um eine oberflächliche Erscheinung handelt.

Ich will das an andern strukturell notwendigen Nominalen exemplifizieren. Erstes Beispiel ist das *es* bei nullwertigen Verben, das gewiß nichts mit Relevanz der diskutierten Art zu tun hat. Trotzdem hat es strukturelle Relevanz, insofern es beispielsweise die Inversion im Fragesatz ermöglicht, die systematisch und bedeutungstragend ist:

(28) *Es regnet.*

(29) *Regnet es?*

Andere Fälle analoger struktureller Relevanz sind etwa die, wo Valenzoppositionen bestehen:

(30) *Sie bilden (den Kern).*

(31) *Sie bilden.*

Ohne realisierten E4 wären die beiden Verben nicht zu unterscheiden. Dieser Homonymenkonflikt scheint so gelöst, daß nur bei dem einen Nicht-Realisierung möglich ist. Da wäre also die Analogie von (31) und (21) erklärt. Aber warum geht's bei *formen* nicht?

Ich habe keine Antwort auf diese Frage. Ich vermute weiter, daß die Verbbedeutung hierfür ausschlaggebend ist. Ich glaube, daß man vor allem unterscheiden muß zwischen den Fällen indefiniter Auslassung und denen definiter Auslassung. Für die Möglichkeit indefiniter Auslassung (Mitverstehen (iv)-(v)) spielen neben der Verbbedeutung auch die Kontexte und Füllungen anderer Nomina eine Rolle bezüglich Allgemeinheit, Zeitlosigkeit, Gewohnheitsmäßigkeit etc.

Wir haben wieder einige Möglichkeiten, Bedingungen für Realisierungen zu unterscheiden:

- (i) Das Nominale ist strukturell notwendig; wegläßbar nur in Korrekturen oder Zitationen.
- (ii) Das Nominale ist notwendig; wegläßbar, wenn indefinit. Der entsprechende E ist nicht rhematisiert, eine definite Folgefrage ist komisch.
- (iii) Das Nominale ist fakultativ; Auslassung läßt stereotype E mitverstehen (generisches Wissen).
- (iv) Das Nominale ist fakultativ; Auslassung wird definit gedeutet aus dem spezifischen Wissen (Kontext und Situation).

Wenn wir nun rückblickend unsere Anstrengungen bewerten, geraten wir in die Gefahr der Frustration: Wir haben keinen Unterschied zwischen E und A gefunden. Denn bei nicht-realisierten A sind die gleichen Verstehensmöglichkeiten gegeben wie bei fakultativen E. Obwohl beispielsweise lokale oder temporale A globaler für einen Text mitverstanden werden – etwa als allgemeines Setting – und die E doch lokaler, d.h. satzspezifischer wirken, kann etwa *John trinkt* gedeutet werden als 'John trinkt, egal wo'. Genauso gibt es die definite Deutung im Text, wo etwa klar ist, daß John heute trinkt.

Trotzdem liegt in dieser Analyse der Keim einer Differenzierung. Bis jetzt haben wir öfter davon gesprochen, es gehöre zum gemeinsamen Wissen der Partner, daß sie dies oder jenes annehmen, dies oder jenes glaubwissen. Nun ist aber klar von der Theorie des gemeinsamen Wissens her, daß nicht das vollständige Wissen der Partner ins Spiel kommt beim Verstehen jedes einzelnen Akts, sondern nur jener Teil, der aktiviert ist, wenngleich durchaus nicht klar ist, was "aktiviert" hier heißt. Wenn Franz gegenüber Jutta äußert *John trinkt*, könnte er damit Lob oder Tadel ausdrücken. Der Bedeutungsunterschied wird bestimmt dadurch, ob Jutta annimmt, daß Franz trinken für gut oder für schlecht hält. Für diese Annahme braucht sie Präzedenz, d.h. irgendetwas muß ihr in den Sinn kommen, das sie darauf bringt, daß Franz trinken für schlecht hält. Und die Frage ist, was hierfür ausschlaggebend ist oder eine Rolle spielt.

Mir scheint, daß der Unterschied zwischen E und A darin liegt, daß bei der Nicht-Realisierung von E's die entsprechenden Deutungen sich ergeben – wenn Sie wollen, aktiviert werden – durch die Regeln der Sprache und die Bedeutung des Verbs. Dies könnte als Teil der präsuppositionellen Charakteristik des Verbs angesehen werden. Bei den A's auf der andern Seite wissen die Sprecher auch, daß beispielsweise Handlungen irgendwo, zu irgendeiner Zeit, mit irgendwelchen Absichten usw. ausgeführt werden, aber solange Verben verwendet werden, wo dies nur durch einen A ausgedrückt wird, wird eine Frage diesbezüglich nicht aufgeworfen, nicht hervorgerufen, wenigstens nicht durch den Gebrauch des entsprechenden Verbs. Ein bestimmter Kontext kann natürlich auch hier die Frage hervorrufen, aber bei den E's tuts das Verb allein.

So scheint von (32) bis (35) die Frage *wo?* und die entsprechende Antwort zunehmend wichtig und hervorgerufen durch das Verb:

(32) *Ich schlief.*

(33) *Ich lebte.*

(34) *Ich wurde geboren.*

(35) *Ich blieb.*

Wenn nun also die Frage nach den Verhältnissen des V zu abhängigen Nominalen als Frage der präsuppositionellen Verhältnisse des V angesehen wird, so wird sie damit auch zu einer empirischen Frage. Es ist die Frage danach, wieweit eine Leerstelle durch die Bedeutung des V beim Sprecher aktiviert wird. Die Antwort wäre natürlich auch empirische Vorarbeit für ein entsprechendes Wörterbuch. Ich stelle mir das etwa so vor, daß man ausgehend von Infinitiven oder von Nominalisierungen ermittelt, welche Fragen sich in welcher Reihenfolge Sprechern stellen. Ergebnis solcher Erhebungen könnten etwa Verbfiguren sein, wie ich sie in zwei kleinen Tests ermittelt habe.⁶ Die Reihenfolge gibt dabei den durchschnittlichen Rangplatz der Nennung bei ca. 40 Probanden an. Die Zahlen in Klammern sind Bewertungsziffern für die Rangplätze.

Vorgegebene Fragewörter

(36) <i>verkaufen</i> —1. was?	(1,4)	(37) <i>verschern</i> —1. was?	(1,5)
2. wer?	(2,2)	2. wer?	(1,6)
3. wem?	(2,8)	3. wem?	(2,3)
4. wofür?	(3,8)	4. warum?	(2,9)
5. warum?	(4,2)	5. wo?	(3,4)
		6. wozu?	(3,7)

- (38) *anschaffen* — 1. *was?* (1,5)
 2. *wer?* (2,2)
 3. *warum?* (3,3)
 4. *wofür?* (3,4)
 5. *wem?* (3,5)

Frei assoziierte Fragewörter

- (39) *kaufen* — 1. *wer?* (1,7) (40) *kosten* — 1. *wieviel?* (1,08)
 2. *was?* (2,3) 2. *was?* (1,77)
 wieviel?
 3. *von wem?* (3,9)
 4. *für wieviel?* (4,0)

Diese Ergebnisse scheinen unsere Ausgangsthese zu stützen: (i) Die vorderen Plätze nehmen jeweils Fragen nach E ein. (ii) Es gibt (vielleicht) eine Art Lücke zwischen den E und den A.

Die Frage nach den E eines Verbs ist nun natürlich erst graduell beantwortet. Und die Verteilung wird vielleicht sogar von Sprecher zu Sprecher variieren. Aber auch, wenn man bisher unbekannte Phänomene aufdecken wird, die strengere Kategorisierungen ermöglichen, werden die Grade der Aktivierung dort eingehen.

Allerdings ist dieses Verfahren nicht ganz realistisch. Man könnte etwa meinen, die Infinitive seien kontextlos. Das ist aber nicht der Fall. Das Infinitivmorphem ist bereits ein minimaler Kontext zum Verblexem. Und das hat Konsequenzen. Beispielsweise wird die Assoziation der Wer-Frage wesentlich reduziert, weil infinitive Zitatformen den E1 nicht zulassen, aber alle ändern E. Das wäre eine Erklärung für den sicher nicht ganz erwarteten Rang von *wer*. Etwas realistischer erschien mir, auszugehen von elliptischen Überschriften, die ja gerade spezifisch formuliert sind, um Neugier zu wecken, also bestimmte Fragen aufzuwerfen. Beispiele verhaltiger Überschriften wären etwa (Sandig 1971: 106, 89, 112):

- (41) *Hochgespielt* — *wer?*
 was?
 (42) *Rosenberg kritisiert* — *wen?*
 (43) *Wieder Zusammenstoß* — *wer?*
 mit wem?

- (44) Aufgefahren _____ wer?
 _____ auf wen?
- (45) Vergiftet _____ wer?
 _____ von wem?

Auch hier braucht es eine genaue Analyse der Ausgangsformen und der Ergebnisse. Insgesamt glaube ich aber, daß die Fragemethode geeignet ist, die präsuppositionellen Verhältnisse bei den Verben aufzudecken. Sie erscheint mir auch deshalb besonders geeignet, weil sie eng bei den kommunikativen Gegebenheiten bleibt.⁷ Daß sich uns bestimmte Fragen stellen, ist bedingt durch die Bedeutung. Und damit zeigt sich auch, wie die Bedeutung schon Geschichten, Dialoge etc. evoziert. Denn Geschichten können bekanntlich als durch Fragen strukturiert angesehen werden.

Mit diesen Überlegungen haben wir der bekannten These von der Zentralität des Verbs einen Dreh gegeben: Wir sind von der syntaktischen Zentralität zu einer semantischen Zentralität gekommen, die davon ausgeht, daß Verben semantische Zusammenhänge entwerfen und daß der Sprecher dies in Form von semantischen Netzen in seinem Sprachwissen hat. Damit sind wir auf dem Weg zu einer plausiblen Verbdarstellung, die folgende Ansprüche erfüllen soll:

- (i) Sie soll der psychischen und kommunikativen Realität entsprechen.
- (ii) Sie soll verständlich sein und die relevanten Eigenschaften so präsentieren, daß sie möglichst auch der Zweitspracherlernung dienen kann.
- (iii) Sie soll die grammatischen Verhältnisse angemessen und klar darstellen.
- (iv) Sie soll locker sein und möglichst wenig normativen Einschränkungen Vorschub leisten.

Für eine solche Darstellung hab ich mich inspirieren lassen von metaphorischen Redeweisen im Zusammenhang mit der Valenztheorie. Da ist einmal das schöne Bild Tesnière's, der den Satz mit einem kleinen Drama vergleicht: "Le noeud verbal, que l'on trouve au centre de la plupart de nos langues européennes ..., exprime tout un petit drame. Comme un drame en effet, il comporte obligatoirement un procès, et le plus souvent des acteurs et des circonstances." (Tesnière 1959: 102;1). Und kurz darauf: "... dans le cas du verbe sans actant, le rideau se lève sur une scène où tombe de la pluie ou de la neige, mais vide d'acteurs." (Tesnière 1959: 106;8).

Das geht gut zusammen mit dem neuen Ansatz Fillmores, der seine Tiefenkasus einbetten will in das, was er Szenen nennt: "The study of

semantics is the study of the cognitive scenes that are created or activated by utterances. Whenever a speaker uses *any* of the verbs related to the commercial event, for example, the entire scene of the commercial event is brought into play – is 'activated' ..." (Fillmore 1977a:17).

Charakteristischerweise verwendet Fillmore hier das Wort "activated", das wesentlich ist für die Definition des gemeinsamen Wissens und – wie wir vorhin gesehen haben – für die präsuppositionellen Verhältnisse eines Verbs. Mit der Wahl eines bestimmten Verbs werden jeweils durch die Bedeutung des V die Mitspieler unterschiedlich ins Spiel gebracht. Und schließlich wird aufgrund dessen das möglich, was ich nachher als Inszenierung vorstellen will.

Eine andere Quelle der Anregung waren für mich die Skripts der sogenannten cognitive science, womit ich nicht implizieren will, daß einen anregt, was man glaubt. Eher das Gegenteil ist bei mir der Fall. Wenn ich also die ideologischen Voraussetzungen dieser Leute nicht teile (z.B. die Idee der psychischen Repräsentation, die Behauptung der Sprachabhängigkeit usw.) und auch ihr methodisches Vorgehen – wie sie selbst sagen – eher willkürlich erscheint, so sind diese Untersuchungen doch besonders deshalb produktiv, weil sie Ergebnisse aus verschiedenen Forschungsbereichen zusammenbringen und in lockerer und kreativer Weise damit experimentieren. Wichtig für meine Überlegungen waren die Ideen zur Organisation unseres Alltagswissen in sog. frames, deren Verwandtschaft mit den Szenen schon Fillmore (Fillmore 1977b:63) bemerkt hat.

Szenen können wir danach als so strukturiert ansehen, daß sie allgemeine Rahmen sind mit Leerstellen, die konkret gefüllt werden können. Wenn ich höre, daß Fritz sein Auto verkauft hat, dann weiß ich, daß es einen Käufer gegeben hat, daß Geld bezahlt wurde etc., wenngleich ich nicht weiß, wer der Käufer war, wieviel bezahlt wurde etc. Aber Fragen in diesen Bereichen oder weitere Informationen erscheinen ganz natürlich und normal. Während etwa Minsky eher statische frames der Orientierung untersucht hat (Minsky 1980), ist eine These von Schank/Abelson – und dies ist besonders wichtig für den Zusammenhang von Verben –, daß unser Wissen partiell in Form von Skripts organisiert ist. Sie merken, die Theatermetapher treibt weitere Keime; ich hoffe, sie noch zum Blühen zu bringen, über die Früchte müssen Sie entscheiden.

Schank/Abelson (1977:41) verstehen unter einem Skript die Darstellung einer Standardfolge von Ereignissen oder Handlungen, die uns so geläufig ist, daß wir sie ganz selbstverständlich voraussetzen, wenn wir entsprechende Texte deuten. Ein ausgeführtes Beispiel Schank/Abelsons

ist das sog. Restaurantskript, dessen Kenntnis uns im folgenden Text die bestimmten Artikel als normal empfinden läßt:

(46) *John geht ins Restaurant. Die Kellnerin bringt ihm die Karte.*

Wir wissen per Skriptkenntnis, daß es im Restaurant gewöhnlich einen Kellner oder eine Kellnerin gibt. Sind es mehrere, so wissen wir, daß man nur von einer bedient wird, jedenfalls daß einem nur eine normalerweise die Karte bringt.

Die Kenntnis von Skripten ist Teil unseres Alltagswissens. Das Alltagswissen ist partiell organisiert in solchen Stereotypen, in allgemeinen Mustern mit Leerstellen, die nur in charakteristischer Weise gefüllt werden können. Solche Leerstellen sichern dem Skriptwissen die nötige Flexibilität für die Verwendung in unterschiedlichen konkreten Situationen. Die Anwendbarkeit wird noch erweitert dadurch, daß verschiedene Skripte aneinander angehängt und eingehängt werden können.

Skripte sind also Routinen, die für uns die Komplexität reduzieren, insofern sie bestimmte Abfolgen erwartbar machen. Sie sind selbstverständlich nicht sprachunabhängig. Denn die notwendigen Bezeichnungen werden im Zusammenhang und mit dem Zusammenhang des Skripts gelernt. Ein einzelnes Verb ist darum im Zusammenhang eines Skripts und im Zusammenhang einer Szene zu sehen. Die Zentralität des V besteht in dieser organisierenden Kraft. Ein Verb, das ist so, wie wenn man im dunklen Raum das Licht anknipst. Mit einem Schlag ist eine Szene da.

Das Verb präsupponiert eine Reihe von Mitspielern und deren Rollen. So sind mit dem Verb *kaufen* bereits vier Mitspieler eingeführt, die mit den vier wichtigsten Fragen gesucht werden: *Wer? Was? Von wem? Für wieviel?* Man muß diese Mitspieler nicht für ein einzelnes Verb gewinnen, es gibt auch szenische Zusammenhänge, die sich konstituieren über enge Zusammenhänge von Verben. Aber die Mitspieler sind semantisch gewonnen, das heißt sie werden nicht operational beim einzelnen V über Wohlgeformtheit etwa gewonnen und auch nicht durch eine reflektierende Sachverhaltsanalyse, wo über die jeweiligen Vorgänge ohne Sprachbezug spekuliert wird. (Gegen solcherart Vorgehen Heringer 1980.)

Mit dem Verb oder mit der Szene sind auch schon die Rollen festgelegt. Wir können also solche Szenen wie folgt charakterisieren:

(47) Kaufszene

A kauft das C von B für D.

Rollen:

A = Käufer

B = Verkäufer

C = Kaufgegenstand

D = Preis

(48) Gerichtsszene

B beschuldigt den A des F, und A wird von C angeklagt, von D verteidigt und von E verurteilt.

Rollen:

A = Beklagter

B = Kläger

C = Ankläger

D = Verteidiger

E = Richter

F = Tat

Hier darf man natürlich die Theatermetapher nicht zu ernst nehmen. Wir wollen locker bleiben! Rollen wollen wir für alle Mitspieler gelten lassen, so wie man etwa öfter den Ausdruck "Kasusrollen" verwendet. Solche Rollen sind funktionale Charakterisierungen der Mitspieler, die sich als Implikate entsprechender Beschreibungssätze ergeben:

(49) *A verkauft C.*

↓

(50) *A ist Verkäufer (von C).*

(51) *A verkauft C nicht.*

↓

(52) *A ist nicht Verkäufer (von C).*

Dies sind also wahrheitsfunktionale Verhältnisse im Zusammenhang einer relationalen Semantik. Die Rollen ergeben sich aus dem V, sind sozusagen Teil seiner semantischen Valenz. Allerdings zeigen die Implikationsverhältnisse, daß A nur potentieller Verkäufer etc. ist.

Selbstverständlich können Rollen auch mit Rollen anderer Verben und Verbszenen verglichen werden. Man kann so zu Abstraktionen und immer allgemeineren Rollenkonstellationen kommen, etwa eine Konstellation mit zwei Handelnden wäre eine Interaktion. So könnte man durchaus zu systematischen abstrakten Konstellationen kommen. Allerdings ist für eine präzise relationale Bestimmung der Rollen ihre präzise umgangssprachliche Formulierung Voraussetzung. Denn die abstrakten Rollenkonstellationen sollen nicht spekulativ gewonnen werden wie die diversen Kasusinventare. Darum ist zu fordern:

- die Rollenangabe muß stimmen,
- sie muß sprachlich möglich sein,
- sie darf kein nichtssagendes Kunstwort sein,
- auch die Verallgemeinerung muß korrekt hergeleitet und kein Luftgebilde sein,

- die Rollenkonstellation soll durch ein Feld gegenseitig abgegrenzter Ausdrücke bestimmt werden.

Werden Rollen analysierend gewonnen, so heißt das für mich nicht, daß sie akzidentielle sprachliche Phänomene seien. Rollen und abstrakte Verben bilden auch Erfahrungskategorien. Wir erfahren ja die Form der Welt, wir lernen sie, im Zusammenhang mit der Erlernung der Sprache. Das heißt aber nicht, daß dies vorgegebene Kategorien der Welt sind, daß es eine bestimmte Anzahl, ein wohldefiniertes Netz gebe, wie etwa Aristoteles oder Kant suggerieren. Jedenfalls kann man das nicht apriori annehmen. Es mag eine bunte Vielfalt flexibler Kategorien sein, und es mögen verschiedene Sprechergruppen verschiedene Raster haben und dergleichen mehr. Wie es sich im einzelnen verhält, wird uns die linguistische Analyse schon zeigen. Darum: nicht das große systematische Gebäude, sondern behagliche Wohnungen sind unser Ziel.

Mit dem zentralen V der Szene sind nicht nur die unterschiedlichen Rollen eingeführt. Es kommen gleich auch andere Verben in den Blick. Ja, bisweilen würde ich annehmen, daß Szenen nur durch mehrere V charakterisiert werden. Diese Verben bilden einen engen oder allgemeinen Zusammenhang, und die Beziehung eines Verbs zu einer Szene läßt sich gut darstellen durch seine Beziehung zu den andern Verben dieser Szene. Und die Art dieser Beziehung kann wiederum recht präzise durch semantische Relationen dargestellt werden. Beispielsweise ist es eine Bedingung dafür, daß A das C von B kauft, daß A das C nicht besitzt, B es aber besitzt. Und ebenso eine Bedingung dafür, daß A das C von B gekauft hat, daß A das C besitzt und B nicht mehr. Wenigstens gilt das in den meisten Fällen, es scheint nicht in gleicher Weise etwa bei Lizenzen und dergleichen zu gelten. Beispielsweise präsupponiert die Frage *Was kostet C?*, daß man C kaufen kann. Selbst wenn C nichts kostet, gilt das noch, falls *C kostet nichts* nicht gerade die Zurückweisung der Präsupposition ist. Was einen Preis hat, ist zu kaufen.

Eine Form der Organisation solcher Zusammenhänge sind die Skripts, die normale Reihenfolgen darstellen und normalen Abläufen von Texten und Dialogen unterliegen. Ein Skript der Kaufszene könnte etwa so aussehen:

(53) Kaufskript

- 0.1 *A hat nicht C.*
- 0.2 *A geht in den B-Laden.*
- 0.3 *B bietet C an.*
- 0.4 *C kostet D.*

- 1.1 *A kauft ein C.*
- 2.1 *B verlangt D.*
- 3.1 *A bezahlt C.*
- 0.5 *A nimmt das C.*
- 0.6 *A verläßt den B-Laden.*

So stellen wir uns eine eher neutrale objektive Darstellung vor. Das heißt, es würde uns nicht auffallen, wenn es so verläuft. Es ist der Ablauf, den wir z.B. beim Verstehen von Kaufgeschichten normalerweise voraussetzen.⁸

Das Skript sieht für die jeweiligen Mitspieler nur Platzhalter in Leerstellen vor, deren Besetzung in der Inszenierung zu bestimmen ist. Das Skript ist gegliedert, es enthält im Kern den eigentlichen Ablauf; vor dem Kern die Voraussetzungen für den Kauf und danach das Ergebnis. Selbstverständlich bestehen zwischen den V die unterschiedlichsten Beziehungen, die im übrigen auch genauer dargestellt werden können. Aber eine Auflösung des Skripts unter dem Gesichtspunkt je einer semantischen Relation würde der Idee der Verbszene zuwider laufen. Es geht ja nicht um sterile Abstraktionen, sondern um realitätsnahe Muster.

Zum dargestellten Kaufskript gibt es eine Anzahl von Varianten. Beispielsweise eine Verkaufsvariante, die allerdings eine speziellere Perspektive voraussetzt. Sie erscheint darum als große Alternative in den Inszenierungen. Dann gibt es Varianten, die auch eine andere Gliederung implizieren. Beispielsweise gibt es statt 0.2 auch die Bestell-Variante, die 0.3 nicht in gleicher Weise enthält. Die Liefer-Variante umfaßt wiederum andere Phasen und erzeugt eine andere Gliederung, die natürlich 0.6 überflüssig macht. Außerdem wird *liefern* öfter gebraucht für 1.1 und 0.5 zusammen, deckt also Kauf und Lieferung ab.

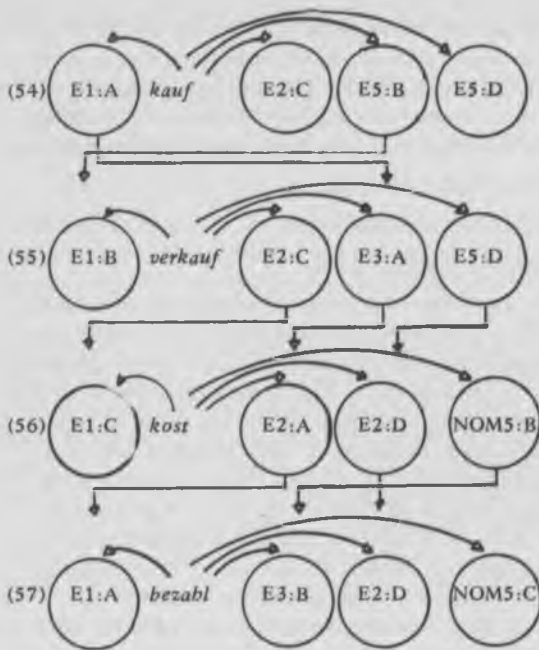
Fillmores Szene ist nicht erfaßt allein durch ein Skript, Fillmore (1977a: 17) hat auch die Idee, daß die Wahl eines bestimmten Verbs bedingt ist durch eine bestimmte Perspektive der Darstellung und daß die Wahl selbst diese Perspektive anlegt. Der Sprecher wählt eine Perspektive, aus der er die Kaufszene darstellt. Dies mag seine eigene Perspektive sein, indem er sich beispielsweise als Verkäufer sieht und darum schon von der entsprechenden Skriptvariante ausgeht. Er mag aber auch distanziert als Unbeteiligter erzählen aus der Perspektive eines der Mitspieler, vielleicht auch mehrerer. So könnten etwa Ware und Preis im Vordergrund stehen, wenn es um eine Argumentation über Preiswürdigkeit geht.

Wenn wir die Theatermetapher weiter ausbauen, stellt sich jetzt also die Frage einzelner Inszenierungen und damit die Frage nach den sprachlichen Mitteln und den Fähigkeiten, die der Sprecher zur Inszenierung braucht, wenn er den allgemeinen Rahmen in Form etwa von Verbfiguren und Skripts hat. Diese Fähigkeiten und Mittel sind von dreierlei Art:

- (i) allgemeine kommunikative Fähigkeiten;
- (ii) grammatische Möglichkeiten und Regeln;
- (iii) lexikalische Mittel und Möglichkeiten.

Zum ersten Aspekt: Ein Sprecher beherrscht allgemeine Kommunikationsregeln, und er weiß, wie er bestimmte Absichten grammatisch verwirklichen kann. Beispielsweise wird er den Ablauf der Kommunikation berücksichtigen, indem er tendenziell im Bau seiner Sätze eine Regel befolgt wie 'Gegebenes vor Neuem' (Halliday 1967:211). Er wird außerdem Regeln der Thematisierung befolgen, die ihm gestatten klarzustellen, was für ihn Thema ist und was er darüber zu sagen gedenkt. Dies mag durch Pronominalisierung, durch Betonung, durch Wahl der entsprechenden Kategorien für die Mitspieler, durch Frontierung usw. geschehen. Dann wird der Sprecher Regeln der Informativität befolgen, etwa daß alles, was nicht relevant — etwa weil schon bekannt — ist, nicht gesagt werden muß. Sagt man es trotzdem, so wird der Partner einen besonderen Grund dafür annehmen und seine Deutung darauf einrichten. Er wird nicht-realisierte Mitspieler entweder erschließen oder als irrelevant gedacht ansehen.

Zum zweiten Aspekt: Wenn ein Sprecher den allgemeinen Rahmen der Verbfiguren und Skripts kennt, wird die nächste wichtige Frage sein, wie dieser Rahmen syntaktisch zu realisieren ist. Je nachdem, in welcher Position das V steht, werden sich Zahl und Form der realisierten Mitspieler ändern. Wir können davon ausgehen, daß ein Sprecher zusätzlich zu den Verbfiguren auch einen unmarkierten syntaktischen Rahmen durch sein Sprachwissen kennt. Ein solcher allgemeiner Rahmen berücksichtigt auch schon den Zusammenhang einzelner Verben, wie es etwa in (54)-(57) dargestellt ist:



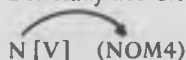
Dieser allgemeine Rahmen, den man im Theaterbild als Plot bezeichnen könnte, enthält schon Hinweise auf die Realisierungsmöglichkeiten der Mitspieler. Es wird etwa wichtig sein, ob ein Mitspieler beispielsweise als E1 realisiert ist und damit im Vordergrund steht. So nimmt in (54) und (57) der A diesen privilegierten Platz ein, in (56) hingegen die Ware. Wichtig ist bei *kosten* natürlich der Preis, denn um ihn geht es ja. Darum ist er als notwendiger E2 realisiert, der nur stereotypisch (*viel*) weggelassen werden kann. Interessanterweise wird in (57) die Ware nur als freies und fakultatives Nominale angegeben, obwohl gerade stillschweigend vorausgesetzt wird, daß natürlich die Bezahlung eine Gegenleistung ist. Dieses "obwohl" leitet in die Irre. Gerade, was stillschweigend vorausgesetzt ist, braucht eben nicht genannt zu werden. Stellen, wo es auf die Unterschiede, auf Oppositionen ankommt, die sind informativ im Grice'schen Sinn.

Weiter braucht man gewisse Wortstellungsregeln, die ineinanderwirken mit den kommunikativen Regeln, etwa daß die unmarkierte Wortstellung

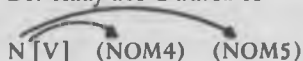
im Deutschen das Prädikat an der zweiten Stelle verlangt, den E1 meistens an erster Stelle, sonst an dritter Stelle. Oder daß der E1 grundsätzlich strukturell notwendig ist, andere E das sein können oder auch nicht.

Hinzu kommen spezielle grammatische Kenntnisse über die Realisierungsmöglichkeiten der Mitspieler. Ein V kann ja nicht nur in seiner Maximalposition als Prädikat stehen, es taucht in andern syntaktischen Positionen auf. Beispiele dafür und wie dort die Mitspieler realisiert sind, gebe ich im folgenden:

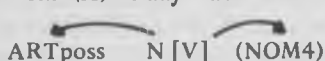
(58) *Der Kauf des C/A*



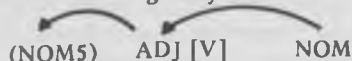
(59) *Der Kauf des C durch A*



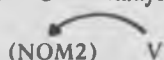
(60) *mein (A) Kauf des C*



(61) *das von A/B gekaufte C*



(62) *Ein C kaufen ist nützlich.*



Auch hier steht im Hintergrund jeweils das V mit seinem vollen semantischen Zusammenhang. Spezifische kommunikative Intentionen und Textzusammenhänge lassen es angezeigt erscheinen, die jeweilige Realisierung zu wählen. Dabei spielen Regeln der Perspektivierung eine Rolle wie Passiv, Möglichkeiten der Weglassung von E, Konversen usw. Solche Zusammenhänge werden z.B. formuliert durch Gleichsetzungen wie E1 = gegeben = Thema = Erststellung usw. Möglicherweise wird man auch empirische Regularitäten für die Affinität von Rollen zu syntaktischen Kategorien finden – wie etwa, daß der Handelnde im Deutschen häufig als E1, als E2 oder als E5 realisiert ist. Oder man könnte finden, daß der Grad der Notwendigkeit in den Sätzen nach hinten abnimmt. Das hängt sicherlich damit zusammen, daß die strukturell wichtigeren Mitspieler als eher notwendig ausgedrückt werden. Andererseits korreliert das auch mit dem kommunikativen Prinzip, das Rhema, das Relevante im Satz,

weiter hinten und betont zu bringen. So löst sich auch das vordergründige Paradox, daß der an sich fakultative E5 im Passiv, wenn er steht, gerade kommunikativ notwendig ist. Dieses scheinbare Paradox löst sich als Fall der Relevanzmaxime auf: Wenn strukturell Entbehrliches steht, so wird es besonders informativ. Darum ist der E5 in diesen Fällen gerade Rhema (cf. Koch 1981:320).

All diese Regeln sind für sich komplex, und ihr Zusammenwirken ist noch komplexer. Und man kann sich fragen, ob man sie je explizieren kann, ja gar explizieren soll.

Nun zum dritten Aspekt: Um all diese Regeln zu befolgen, braucht der Sprecher Vorkenntnisse über die Möglichkeiten, die ihm einzelne Verben bieten, die lexikalischen Voraussetzungen also. Und die kann man explizieren, ja man muß sie für bestimmte Lerner explizieren. Der Sprecher muß vor allem wissen, in welchen syntaktischen Kategorien ein V die jeweiligen Mitspieler realisiert (oder besser, er wird das V vielleicht danach wählen, ob es den A als E1 realisiert usw.). Er muß wissen, wieviele der Mitspieler ein V als E realisiert. Er braucht Kenntnisse darüber, wie stark das jeweilige V jeweils verschiedene Rollen aktiviert. Demgemäß werden sie etwa auch unbesetzt präsent sein oder aber in den Hintergrund treten. Oder sie werden besetzt als zurückgenommen und unbesetzt als hervorgehoben wirken. Schließlich muß er die spezifischen Selektionsbeschränkungen des einzelnen Verbs kennen.

Es erscheint darum sinnvoll, mögliche Verben eines Skripts in einer Maximalform, einer Lexikonform darzustellen, mit der auf Vorrat eine Grundlage für Inszenierungen geliefert wird. Eine solche Darstellung hab ich versucht. Ich gebe hier einige Beispiele:

A kauft ein C

(63.1)	A	Der Handwerker	kauft	C	sein Werkzeug	(E2)	B	vom Fachgeschäft	(E5)	D	zum Großhandelspreis	(NOM5)
(63.2)	E1	Die Hausfrau	kauft		den täglichen Bedarf	(E2)		im Supermarkt	(E5)		zu günstigen Preisen	(NOM5)
(63.3)	Wir	beziehen			die Zeitschrift	E2	laufend	vom Verlag	(E5)		zum Abonnementpreis	(NOM5)
(63.4)	Peter	erhandelt			das Ersatzteil	E2		vom Trödler	(NOM5)		zu einem Spottpreis	(NOM5)
(63.5)	Hans	erstebt			die letzte Eintrittskarte	E2					für 15,- Mark	(NOM5)
(63.6)	Das Museum	erwirbt			drei wertvolle Gemälde	E2					für eine borrende Summe	(NOM5)
(63.7)	Das junge Ehepaar	schaft sich			die erste Einrichtung	E2	an.					

Ich kann diese Darstellungen jetzt nicht im einzelnen kommentieren, will aber auf einige Punkte hinweisen:

(i) Das Verhältnis der Verben untereinander ist bunt:

1. Verben können unterschiedliche Anzahl von Mitspielern realisieren (quantitative Valenz).
2. Verben können jeweils die Mitspieler in unterschiedlichen Positionen vorstellen (qualitative Valenz, Konversen, Teilkonversen).
3. Verben können sich im Grad der Notwendigkeit der NOM unterscheiden.
4. Verben können unterschiedliche Selektionsbeschränkungen haben.
5. Verben können unterschiedliche Phasen der Szene charakterisieren.
6. Verben können Hyponyme voneinander sein.
7. Verben können einander präsupponieren.
8. Verben können stilistische Varianten sein.

Diese Beziehungen sind nicht unabhängig voneinander. Es können mehrere gleichzeitig vorliegen.

(ii) Ein zweiter Punkt ist die Frage der Darstellung des Lexikons. Hier ist es in den letzten Jahren üblich geworden, stark mit Regelformulierungen und theoretisierenden Beschreibungen zu arbeiten, die allerdings gottseidank nicht mehr ganz unbesehen – als theoretischer Schmuck oder als Shiboleth etwa – hingenommen werden (ich erinnere an die ausführliche Diskussion zum Mannheimer Valenz-Lexikon, Verbvalenz 1981). Beispiel wären etwa die merkmalsischen Angaben der Selektion einzelner Verben, wie sie Helbig/Schenkel verwenden. Solche terminologisierten Darstellungen sollte man nach meiner Meinung – soweit möglich – vermeiden, das Maximum sollten die syntaktischen Kategorien bleiben. Nicht nur, weil die Merkmalangaben meistens falsch, unverständlich und normativ sind, sondern vor allem, weil dahinter eine unzureichende Sprachtheorie und Spracherwerbstheorie steht. Es ist grob gesprochen die Annahme, man lerne sprachliche Regeln über Formulierungen dieser Regeln. Dagegen zeigt wenig Überlegung, daß man Sprache vor allem über Sprachverwendung lernt, und das heißt über Beispiele. Unsere Aufgabe wäre darum Beispielhygiene.

Beispiele sind immer Beispiele für etwas. Ein sprachliches Beispiel soll eine Instanz einer allgemeinen Regel vorführen. Allerdings ist dabei zu

bedenken, daß – zumindest in den meisten Fällen – gar nicht die Formulierung der Regel, und nur die kann ja im Lehrtext vorkommen, gelernt werden soll. Das sprachliche Beispiel soll vielmehr der Beherrschung der Regel dienen. Fragen des Zusammenhangs von Beispiel und Regel-formulierung sind darum hier nur indirekt wichtig.⁹

Für das Lernen von Regeln ohne Formulierung müssen die Beispiele untersucht werden in ihrem Wert als Lerninstanzen. Dies entspricht auch dem natürlichen Spracherwerb, den wir ja heute weitgehend als entdeckendes, schöpferisches Verfahren ansehen, in dem der Lerner aus realisierten Äußerungen, aus kommunikativen Episoden und historischen Szenen Annahmen über allgemeinere zugrundeliegende Regeln macht, diese als geltende Regel tentativ anwendet und dem sprachlichen Urteil aussetzt. Wie man Verwendungsregeln von Ausdrücken aus Kontexten lernt, hat schon Miller untersucht.¹⁰

Wichtig für die Auswahl sprachlicher Beispiele sind darum folgende Gesichtspunkte:

- Wir brauchen Beispielfolgen (denn aus einem Beispiel kann man keine Regel gewinnen);
- der innere Aufbau der Beispielfolgen;
- die Typizität der Beispiele in Bezug auf den Lernvorgang;
- abweichende Beispiele als Aufweis der Grenze der Regel.

Dabei sollen die Beispiele natürlich nicht nur als punktuelle Exempel gesehen werden. Vielmehr muß der gesamte Lernvorgang an Beispielen geschehen, wie es ja in der Sprachlehre tatsächlich geschieht. Denn Sprachübungen bis hin zum pattern drill sind ja nichts anderes als Beispiele. Und darum sind auf sie auch die oben genannten Kriterien anzuwenden. Es liegt auf der Hand, daß hier auch linguistische Methoden Anregungen geben, die gerade entwickelt wurden, um Regeln zu eruieren. Ich denke an die bekannten Proben und generell an das schrittweise erprobende Vorgehen mit Beispielen, die nach Regelhypothesen konstruiert sind und dann durch ihre Abweichung oder Nicht-Abweichung die Regelhypothese widerlegen oder bestätigen sollen.

Wichtig für sprachliche Beispiele in der Frage der Typizität scheint mir, daß die Regel weder aus Beispielen stringent abgeleitet werden kann noch daß es eine Art von exhaustiver Menge von Beispielen für eine Regel geben kann. Wir brauchen eher ein prototypisches Verfahren im Anschluß an die sog. Prototypen-Semantik. Wenn der Sprecher prototypische Verwendungen beherrscht, wird er aufgrund allgemeiner kommunikativer Fähigkeiten andere Verwendungen verstehen und produzieren.

Paradebeispiel hierfür sind etwa echte und etablierte Metaphern. Dies entspricht übrigens auch den allgemeinen Überlegungen der intersubjektiven Entstehung von Regeln durch Präzedenz und Analogie (Ullmann-Margalit 1977; Lewis 1969).

Was nun die Frage der Darstellung der Verbselektion in Beispielen betrifft, so sehe ich dreierlei Verfahren:

(i) Beispiele mit typischen Füllungen der E, wobei typisch heißt, solche zu wählen, die dem Zweitsprachenlerner etwa die richtigen Schlüsse ermöglichen. Die Regeln hierfür wären im einzelnen empirisch zu erforschen.

(ii) Eine andere Methode wäre, die Füllungen so zu wählen, daß sie etwa gerade die Bereiche formulieren. So könnte etwa der Bereich des E1 bei *verkaufen* angegeben werden durch ein Beispiel:

(65) *Menschen und menschliche Institutionen verkaufen Waren und Leistungen.*

Es ist offensichtlich, daß man hier in der Gefahr ist, besonders ungewöhnliche Sätze zu formulieren, die außerdem den Papiergeschmack von Definitionen haben. Insofern scheint dies der Wahl der typischen Füllung zu widersprechen.

(iii) Sofern die Bereiche begrenzt sind, kann der Lerner die Grenze erst sehen an Beispielen, die die Grenze überschreiten. Insofern wäre es angebracht, auch abweichende Beispiele vorzuführen, insbesondere solche, die Lerner tatsächlich produzieren. Dies darf natürlich nicht so weit gehen, etwa metaphorischen Verwendungen den Stempel der Abweichung aufzudrücken.

Bevor ich zum Schluß komme, bleibt mir noch ein Hinweis auf tatsächliche Inszenierungen, d.h. Texte und Dialoge zu unseren Skripts. Hier ein Beispiel aus der Kaufszene:

(66) *Sie haben noch kein Spliv?*
Dann holen Sie sich Spliv – gleich heute!
Spliv kostet Sie weniger
Als kein Spliv.

In solchen Inszenierungen macht ein Sprecher von seinem Wissen und Können, von den sprachlichen Mitteln Gebrauch, um einem bestimmten Partner, in einer bestimmten historischen Situation einen Sachverhalt mitzuteilen. Unser Beispiel ist ein fingierter Werbetext, der aus der Perspektive des Verkäufers inszeniert ist. Charakteristischerweise kommt der Verkäufer sprachlich gar nicht vor. Es kommen nur Käufer (per Anrede), Ware und Preis vor. Im Text wird *kaufen* durch die leicht euphe-

mistische Variante *holen* realisiert, die das Kaufen als einfach darstellt. Nicht umsonst reden unsere Kinder häufig so. Der Appell an den Käufer wird deutlich durch die direkte Anrede, er erscheint auch als E2 bei *kosten* und als freies NOM bei *holen*.

Ich fasse zusammen. Meine Überlegungen und Versuche sehe ich im Zusammenhang mit der Begründung einer funktionalen Grammatik, die zwar als Kern auch die Wohlgeformtheitsbedingungen für Sätze hat, die aber soweit möglich versucht, die bestehenden grammatischen Regularitäten nicht als äußerlich, sondern als funktional – d.h. kommunikativ begründet – zu verstehen. Insofern kann, wer will, diesen Ansatz pragmatisch nennen. Diese Orientierung prägt sich besonders aus in der Berücksichtigung des gemeinsamen Wissens von Sprecher und Hörer und ihres generischen Wissens; diese Orientierung macht es auch notwendig, über Satzgrenzen hinauszuschauen und grammatische Inszenierungsmittel in Texten zu untersuchen. Die Heranziehung von frames und Skripts bis hin zu Satzrahmen scheint mir eine psychologische Fundierung der Grammatik zu ermöglichen. Sie ermöglicht den Bezug zu Fragen des Verstehens und der Verständlichkeit von Texten, und sie sollte zu einer Trennung allgemeiner Kommunikations- und Verständnissfähigkeit von spezifischen grammatischen und lexikalischen Kenntnissen etwa führen.

Schließlich sehe ich eine solche Grammatik praktisch orientiert. Beispielsweise könnten Skripts den Übergang vom Lexikon zur Grammatik erleichtern. Vielleicht können sie als kontrollierte Vorbilder für die lexikographischen Erzählungen Wiegands dienen. Eine wichtige Verwendungsweise sehe ich auch im kommunikativen Zweitsprachunterricht, wo es ja bisher nicht gelungen ist, eine begründete Typologie der Kommunikationssituationen oder den Aufbau einzelner Kommunikationssituationen zu gewinnen. Sollten die Verbszenen und Skripts hier nicht einschlagen? Da hätte man gleich auch die geordneten Inszenierungsmittel bis hinab zur textlichen Realisierung.

Anmerkungen

- 1 Stockwell (1977:10-12) geht letztlich bei der Bestimmung der Argumente so vor.
- 2 Es wäre sinnvoll, hier so etwas zu fordern wie Carnaps intensional isomorphism, den er für Synonymie fordert, Carnap (1947:56-59). Die Feststellung des Isomorphismus setzt dann aber wieder die syntaktische Analyse voraus.
- 3 Shopen (1972:25). Das Argument ist alt, cf. Paul (1920:125 f.).

- 4 Ich möchte bemerken, daß es keine unwichtige Einschränkung für die Ellipse ist, daß "sagen" hier nicht im Sinne von "äußern" verstanden wird, sondern im Sinne des Vollzugs eines illokutionären Akts. Ist der Äußerungsakt etwa erzeugt durch Korrigieren oder Zitieren, dann kann man fast alles äußern bis hin zum einzelnen Morphem. Damit würde eine triviale Definition möglicher Äußerungsformen herauskommen.
- 5 Die folgenden Belege entstammen dem Mannheimer Korpus. Ich danke dem IdS für das Material.
- 6 Für die Durchführung und Auswertung danke ich F. Keller-Bauer.
- 7 Mittlerweile haben wir ein ausführlicheres Experiment durchgeführt, das zur Zeit ausgewertet wird. Die Schlagzeilenmethode erweist sich dabei als ungeeignet, weil sie offensichtlich schon zu kontexthaltig sind.
- 8 Selbstverständlich muß ich nicht für normal halten, was andere für normal halten, ich muß nur wissen, was sie für normal halten.
- 9 Im programmierten Unterricht wird beispielsweise die Wirkung der Abfolge Beispiel – Regel oder Regel – Beispiel untersucht. In diesen Fällen hat das Beispiel natürlich eine andere Funktion als im sprachlichen Lernen (Mandl/Schnotz/Tergan 1983:4).
- 10 Miller 1951: 158 f. Dieser Nachweis wurde so geführt, daß man ein in der Sprache nicht existierendes Kunstwort gebildet hat und dieses Wort Kindern in vielen Sätzen vorgeführt hat. Die Folge davon war, daß die Kinder eine Hypothese über die Bedeutung dieses Wortes gebildet haben und damit in der Lage waren, neue Verwendungen dieses Wortes in andern Kontexten danach zu beurteilen, ob sie abweichend waren oder nicht.

Literatur

- Carnap, R. (1947): *Meaning and Necessity*. Chicago 1947.
- Fillmore, Ch. (1977a): *The case for case reopened*, in: K. Heger/J.S. Petöfi (Hrsg.), *Kasustheorie, Klassifikation, semantische Interpretation*, Hamburg 1977, 3 - 26.
- (1977b): *Scenes-and-frames semantics*, in: A. Zampolli (ed.), *Linguistic structure processing (= Fundamental Studies in Computer Science, Vol. 5)*, Amsterdam 1977, 55 - 81.
- Halliday, M.A.K. (1967): *Notes on transitivity and theme in English, Part 2*, in: *Journal of Linguistics* 3 (1967), 199 - 244.
- Heringer, H.J. (1980): *Lexikalische Luftgebäude. Eine Kritik an Ballmer/Brennenstuhl*, in: J. Ballweg/H. Glinz (Hrsg.), *Grammatik und Logik (= Sprache der Gegenwart 50)*, Düsseldorf 1980, 174 - 190.
- Koch, P. (1981): *Verb, Valenz, Verfügung*. Heidelberg 1981.
- Lewis, D. (1969): *Convention*. Cambridge, Mass. 1969.
- Mandl, H./W. Schnotz/S.O. Tergan (1983): *Zur Funktion von Beispielen bei der kognitiven Verarbeitung von Lehrtexten*, in: G. Lüer (Hrsg.), *Bericht über den 33. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Mainz 1982*, Göttingen 1983 (i. Druck).

- Miller, G.A. (1951): *Language and Communication*. New York 1951.
- Minsky, M. (1980): *A Framework for Representing Knowledge*, in: D. Metzger (Hrsg.), *Frame Conceptions and Text Understanding*, Berlin/New York 1980, 1 - 25.
- Paul, H. (1920): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen ⁵1920.
- Sandig, B. (1971): *Syntaktische Typologie der Schlagzeile. Möglichkeiten und Grenzen der Sprachökonomie im Zeitungsdeutsch* (= Linguistische Reihe 6). München 1971.
- Shopen, T. (1972): *A Generative Theory of Ellipsis: A Consideration of the Linguistic Use of Silence*. Los Angeles 1972.
- Schank, R.C./R.P. Abelson (1977): *Scripts, Plans, Goals and Understanding*. New Jersey 1977.
- Stockwell, R.P. (1977): *Foundations of Syntactic Theory*. Englewood-Cliffs, N.J. 1977.
- Tesnière, L. (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris 1959.
- Ullmann-Margalit, E. (1977): *The Emergence of Norms*. Oxford 1977.